

(Nachdruck verboten.)

181

Albertine.

Roman von Christian Krohg.

Es war spät geworden, sie war viele, viele Male in der Karl Johannstraße auf- und abgegangen, gleichsam gegen ihren Willen auf den Wall gegangen und saß dort auf derselben Bank.

Ein großer Dampfer segelte in den Fjord hinein, und unablässig huschten die kleinen Dampfer hin und her.

Der Punsch stieg ihr mehr und mehr zu Kopf. — Sie rückte von einer Seite der Bank auf die andere und stampfte mit den Füßen. — Er hatte sie um der andern willen im Stich gelassen. Nun war es doch so gekommen, wie er gefürchtet hatte, sie war nicht mehr anständig, nein, das war sie ja nicht mehr, obwohl sie es ungern tat. Es war doch so gekommen, und da hätte er es ebenso gut sein können wie ein anderer. — Wenn er doch käme, mit ihm würde sie gern nach Hause gehen. Fredrik, Fredrik, mein Freund, komm zu mir, ich will Dich küssen und Dich lieb haben, drinnen in mir weint es nach Dir, und da ist immer ein leerer Platz neben mir, weil Du nicht da bist, Fredrik, komm!

Es war ja zu spät, ja, ich war ja schon verliebt in Dich, mein Freund! So komm doch, komm, ehe es zu spät ist, ehe die andern mich ruiniert haben, so daß Du nicht mehr willst! — Du sollst mich haben, und Du brauchst mir kein Geld zu geben, und niemand braucht es zu wissen. Aber spüte Dich, Fredrik, spüte Dich, denn ich weiß, daß ich mit jedem Tag schlimmer und schlimmer werde!

Warum hast Du mich damals nicht genommen?

Und ich bin Dir treulos gewesen, mein Freund, aber das erzähle ich Dir nicht — ja, einmal, wenn Du meiner überdrüssig geworden bist und von mir gehen willst.

Fredriksborg.

Es war am Nachmittag.

„Wer doch eine Zigarette hätte!“ murmelte Albertine vor sich hin. Sie saß am Fenster in der Rorderstraße 7, wohin sie wieder gezogen war. Sie hatte gefunden, daß ihre Mutter so allein war, und nun war auch der Vater wieder nach dem Eismeer gefahren, aber freilich hatte sie da ihr seidenes Fichu und den seidenen Sonnenschirm und den Hut aufs Leibband wandern lassen müssen, um Branntwein und andere Aussteuer für ihn zu kaufen, sonst hatte er nicht reisen wollen. So saß sie hier denn nun wieder fest, so wie ehemals, und war seit vierzehn Tagen nicht aus der Tür gewesen.

Es hatte angefangen, des Nachmittags wieder ein wenig dunkler zu werden, und es war auch kälter geworden.

Es war an einem Sonntag im August, Ende August — an einem Nachmittage. Albertine saß da, schwarzgekleidet, zurückgelehnt in dem knarrenden Korbstuhl am Fenster, und durch die Scheiben fiel ein warmer Abenddämmer, der die Gelbgardine rötlich färbte und ein grasgrünes, schimmerndes Biered auf die blaue Wand warf.

Ein anderer, leuchtender, vierediger Sonnenlecks lag flach ausgestreckt unten am Fußboden, durch eine schimmernde, wogende, schräge Staubkolonne mit dem andern Fenster verbunden, und die alte, muffige Stube war ganz eingehüllt in einen warmen, weichen Sonnenschimmer. An Eduards Platz am Ofen saß noch eine schwarzgekleidete Gestalt, das war Mutter Kristianen, die alten, wellen Hände in dem schwarzen Schok.

Lange hatten sie so geessen, ohne zusammen zu sprechen, gleich seit dem Mittagessen, als die Sonne weiß und kräftig gerade hineinsiel, nur hin und wieder einmal ein Knarren mit dem Korbstuhl, wenn Albertine sich bewegte.

Und die Sonne sank, und es war ein wenig dunkler geworden, und der Schimmer da drinnen wurde immer goldiger, immer rötlicher.

„Eine Zigarette! Ach, wer doch eine hätte!“

Sie hatte, da wo sie saß, ein abscheuliches Gefühl, als wenn die Welt und das Leben ihr zwischen den Fingern zerrönnen. Weil sie es nicht akkurat so kriegen konnte, wie sie es haben wollte, war doch kein Sinn darin, nicht das Vergnügen mitzunehmen, das sich ihr bot.

Ein Glas Champagner und eine Zigarette — Duke of Durham!“

Und sie lehnte sich zurück und blies gleichsam den langen, blauen Rauch hinaus.

„Buh!“

„Ja, sie mußte das haben, und zwar mußte es noch heute sein, jetzt gleich! — Es war übrigens sonderbar, sie hatte sich bisher nie etwas aus Champagner oder aus Zigaretten gemacht, aber nun auf einmal, als ihr einfiel, wie das schmeckte, und nun mußte sie es haben, und zwar heute noch. Sie konnte sich ja Olinens Gut leihen.“

„Buh — uh!“

Sie balanzierte den Stuhl nach hintüber und sah an sich herab; der hohe, üppige Busen war noch nie so schwer wogend gewesen unter der strammen Trifottaille, und sie war ein wenig gewachsen und war etwas schlanker und länger in der Taille geworden und fühlte sich auf einmal jung und lebend.

Ja, jetzt mußte sie wieder ein wenig hinaus und Champagner trinken und Zigaretten rauchen. Früher hatte sie keinen Gefallen daran gefunden, denn es war so teuer, und die Herren hatten am Ende nicht die Mittel dazu. Ach was, gerade darum war es ihnen gesund, diesen Schafsköpfen, die so dumm aussahen, wenn sie nicht umhin konnten, sie am nächsten Tage in der Karl Johannstraße zu grüßen. Dieselben, die am Abend vorher vor ihr auf der Erde gekrochen hatten, um einen einzigen Kuß zu erlangen, während sie mit den Füßen nach ihnen stieß und den Champagner trank, den zu bezahlen, ihre Mittel ihnen nicht erlaubten, und sie da sitzen und sich erzählen ließ, daß sie das schönste Weib sei, das sie kannten, und daß sie eine Eis Königin sei und Fitzblut in den Atern habe, und daß sie kein Herz habe. Nein, das war auch gewiß wahr, sie hatte kein Herz. — Aber jetzt erst sah sie ein, daß es schneidig sein könne, sich von einem von ihnen schöne Kleider und Handschuhe in Unmassen schenken zu lassen, so daß sie ganz flott würde, und dann einen andern zu nehmen, denn man war doch nicht umsonst schön! Kein Herz, nein, von der Ware hatte sie wohl nicht allzuviel.

Sie stand auf und trat vor einen alten Spiegel zwischen den Fenstern, hob die Arme in die Höhe, lehnte sich ein wenig hinten über und drehte sich rund herum.

„Eine schöne Figur hab ich auch, viel schöner als früher. Findest Du nicht auch, Alte?“

Es war später, die Sonne war ganz untergegangen — ein herrlicher, duftgesättigter Sommerabend, gerade an der Grenze des Septembers klaren und Gelben. Alle Gärten auf der Ladegaards-Insel zu beiden Seiten der Langviksbucht standen voller Rosen, und da war ein schweres Reichthum von Vegetation den Bergabhang hinauf, und aus all dem Grün wuchs der hölzerne Turm von Frederiksborg mit seinen Schießscheiben auf, während Lärm und laute Stimmen in den lauen Abend hinausdrallten.

In hellen, grellbunten Sommerkleidern stolzierten Joffa und Valeria zwischen allen den andern geschmückten und brausenden Mädchen auf ihren hohen Abjäten daher; aber auf einmal kniff Valeria Joffa hart in den Arm und zeigte nach oben.

„Ne, nu hab ich es mit meinen eigenen Augen gesehen!“

„Ja, und früher war sie so aufgeblasen und wollte nirgends hingehen und schimpfte mit uns herum, weil wir ansäingen, und nu kommt sie hierher nach Fredriksborg! — Na, ich danke!“

„Albertine geht nie da hinein.“ Flüsterte Joffa leise, „sie geht bloß vorbei, da kannst Du Gift auf nehmen, sie geht bloß spazieren.“

„Ja, das werden wir nu ja bald sehen! Sie hat keine Handschuhe an!“

„Ne, und der schöne Sonnenschirm is auch weg!“

„Sie sieht gut aus, famose Figur!“ sagte Joffa.

„Ach, ich find, sie hat schon obaer felt.“

„Ob sie wohl nich mehr gut Freund mit Winther is? Ich glaub nich, ja, sie sieht wirklich gut aus; aber sie is zu aufgeblasen.“

„Na, was hab ich gesagt?“ Valeria verfeckte Joffa einen Puff in die Seite, während sie sich unsicher das oberste Ende des Hügel auf ihren hohen Abjäten hinaufarbeitete.

„Das ist doch des Teufels!“ entgegnete Jossa, aber darauf will ich schwören, sie setzt keinen Fuß in den Saal, wenn ich Albertine recht kenne —“

„Schwör man sich zu früh! Na, siehst Du wohl! Was sagst Du nun?“

„Nu brat mir einer 'n Storch!“ sagte Jossa.

Vor dem kleinen, viereckigen, schwarzen Loch stand Albertine und wartete, bis die andern, die sich um die Kaffe drängten, ihre Karten bekommen hatten. Aus einem leicht gebauten grauen Schuppen ohne Fenster ertönte Längen und Trampeln, so daß man glauben konnte, die dünnen Bretterwände müßten plagen; weiter nach unten zu lagen kleine, grüne Lauben zwischen den Bäumen, bis ganz hinab an die Bucht, und zwischen den obersten Zweigen schimmerten Akershus und Piperviken und die Türme von Petersborg hindurch und Hörvikens mit seinen Lustfüttern, die da lagen und ihre weißen Segel spiegelten.

„Guten Abend, Albertine!“ sagte Jossa schnell, indem sie vorüberging.

„Nein, guten Tag, Jossa!“ antwortete Albertine und nickte, es sah aus, als wenn sie mit ihr reden wollte, aber dann erblickte sie Valeria und wandte ihnen ihren schwarzen, schlanken Rücken zu.

In den grünen Gitterlauben saßen verschiedene Paare, die Arme einander um den Hals geschlungen, Bierflaschen vor sich auf dem Tisch.

Draußen auf dem Platz spazierte eine Menge, warm und rot im Gesicht vom Tanz, auf und nieder, Arm in Arm, und die Kellner pendelten an ihnen vorüber mit klirrenden, braunen Bierflaschen auf dünnen, abgenutzten Leebrettern, ein schmutziges Handtuch überm Arm.

Es schien hier ganz amüsant zu sein. Wenn sie doch jemand trafe, den sie kannte. Es war so langweilig, allein zu gehen. — Es war auch dumm, daß sie sich mit Jossa und Valeria übertworfen hatte. Aber am liebsten wollte sie einen Herrn treffen, den sie kannte.

Sie war umhergegangen und hatte sich überall umgesehen. Mehrere kleine Herren hatten gestukt und sie angesehen, aber sie war ruhig vorübergegangen. Sie sollten doch nicht glauben, daß sie sich was aus ihnen machte.

Die Pause war vorüber. Jetzt spielten sie einen Trippelwalzer. „Die Henne läuft, die Henne läuft!“ Sie summite mit. Nein! Sie wollte tanzen, und sie mußte tanzen.

Und die Leute strömten aus den Lauben heraus und herauf aus dem Garten und herein, und die graue, ungestrichene Treppe hinauf, wo zwei Schutkleute vor der Tür standen; sie musterten sie aufmerksam vom Scheitel bis zur Sohle und flüsterten miteinander, während sie sie ruhig wieder ansah.

„Ja, hier bin ich, greift mich, wenn ihr könnt!“ sagte ihr Blick.

Und da drinnen, hart an der Tür, stand Winther in Uniform, aber trotzig, und fest sah sie ihm in die Augen und grüßte.

„Nimm mich, wenn Du kannst!“

Er grüßte nicht wieder.

Und sie ging weiter, auf die Reihe zu, über der sie die hüpfenden Köpfe im Trippelwalzer sah und fühlte, wie Winthers Augen ihr folgten.

„Die Henne läuft, die Henne läuft!“ sie summite leise mit. „Ist hier denn keiner, mit dem ich tanzen kann? Sollte sie hingehen und Winther fragen, ob er Lust hatte, bloß um ihn zu ärgern? Ach nein, er würde zu wütend werden, das wagte sie dann doch nicht.“

Aber neben ihr stand ein ganz kleiner, junger Herr mit hohem, blanken Zylinder auf dem blonden Haar und hohem Kragen um den dünnen, kleinen Hals, wie ein richtiger Engländer. Neugierig und neugierig sah er dem wirbelnden Tanz vor sich zu und verschlang das Ganze mit hungrigen Augen.

Albertine erinnerte sich ganz gut, daß sie ihn in der Karl Johannstraße mit den feinsten Damen hatte auf- und niedergehen sehen, und sie näherte sich ihm, lächelte und summite: „Die Henne läuft, die Henne läuft!“

Er sah sie mit seinen Milchaugen an, und drückte sich verlegen lächelnd ein wenig in den Hintergrund.

„So komm doch!“ sagte sie.

Er sah sie wieder an, ihre schwarze, ranke, üppige Gestalt und den schwarzen Schleier und das frische Lächeln in dem bleichen Gesicht.

„Wollen wir nicht mal rumtanzen?“ sagte sie.

„Ja!“ schrie er fast und verneigte sich vor ihr mit einem

Langstundendiener, ehe er sie unbeholfen durch das Gedränge in die Reihen führte, worauf sie beide in dem Staubwirbel verschwand.

„Die Henne läuft, die Henne läuft!“

Dienstag morgen regnete es.

Albertine war eben nach Hause gekommen. Mutter Kristiansen war draußen im Krankenhaus und wusch.

Die arme Alte, sie hatte es sich offenbar sehr zu Herzen genommen, sie hatte geweint und sie fortwährend so betrübt angesehen — zwei ganze Nächte außer Hause.

Ach ja, es war traurig für die Alte gewesen, aber das gab sich wohl mit der Zeit, denn sie hatte sich vorgenommen, jetzt nicht mehr auszugehen, wenigstens fürs erste nicht wieder — es war gar nicht so amüsant gewesen,

(Schluß folgt.)

101

Hans und Heinz Kirch.

Von Theodor Storm.

Bald danach trat auch Heinz aus seiner Kammer; als er unten im Flur der Schwester begegnete, ergriff er fast gewaltsam ihre beiden Händen und drückte sie so heftig, daß sie verwundert zu ihm aufblickte; als sie aber zu ihm sprechen wollte, war er schon draußen auf der Gasse. Er kam auch nicht zur Abendmahlzeit; aber als die Bürgerglocke läutete, stieg er die Treppe wieder hinauf und ging in seine Kammer.

— Am anderen Morgen in der Frühe stand Heinz vollständig angekleidet droben vor dem offenen Fenster; die scharfe Luft strich über ihn hin; aber es schien ihm wohlzutun; fast mit Andacht schaute er auf alles, was, wie noch im letzten Hauch der Nacht, dort unten vor ihm ausgebreitet lag. Wie bleicher Stahl glänzte die breitere Wasserstraße zwischen dem Warden und der Insel drüben, während auf dem schmälern Streifen zwischen jenem und dem Festlandsufer schon der bläulichrote Frühschein spielte. Heinz betrachtete das alles; doch nicht lange stand er so; bald trat er an einen Tisch, auf dem das Skubert mit den so widerwillig abgejähren Klaffenstücken noch an derselben Stelle lag, wo es Hans Kirch am Abend vorher gelassen hatte.

Ein bitteres Lächeln umflog seinen Mund, während er den Zirkel hervorzog und dann, nachdem er einige der geringeren Scheine an sich genommen hatte, das übrige wieder an seine Stelle brachte. Mit einem Bleistift, den er auf dem Tische fand, notierte er die kleine Summe, die er herausgenommen hatte, unter der größeren, die auf dem Skubert verzeichnet stand; dann, als er ihn schon fortgelegt hatte, nahm er noch einmal den Stift und schrieb darunter: „Thanks for the alms and farewell for ever.“ Er wußte selbst nicht, warum er das nicht auf Deutsch geschrieben hatte.

Leise, um das schlafende Haus nicht zu wecken, nahm er sein Reisgepäck vom Boden; noch leiser schloß er unten im Flur die Tür zur Straße auf, als er jetzt das Haus verließ.

In einer Nebengasse hielt ein junger Bursche mit einem einspännigen Gefährte; das bestieg er und fuhr damit zur Stadt hinaus. Als sie auf die Höhe des Hügelzuges gelangt waren, von wo aus man diese zum letztenmal erblicken kann, wandte er sich um und schwante dreimal seine Mütze. Dann ging es im Trabe in das weite Land hinaus.

Aber einer im Kirch'schen Hause war dennoch mit ihm was gewesen. Hans Kirch hatte schon vor dem Morgengrauen aufrecht in seinem Bett gelegen; mit jedem Schlage der Turmuhr hatte er schärfer hingehört, ob nicht ein erstes Regen in dem Oberhause hörbar werde. Nach langem Harren war ihm gewesen, als würde dort ein Fensterflügel aufgestoßen; aber es war wieder still geworden, und die Minuten dehnten sich und wollten nicht vorüber. Sie gingen dennoch, und endlich vernahm er das leise Knarren einer Tür, es kam die Treppe in den Flur hinauf, und jetzt — er hörte es deutlich, wie sich der Schlüssel in dem Schloß der Haustür drehte. Er wollte aufspringen; aber nein, er wollte es ja nicht; mit aufgestemmen Armen blieb er sitzen, während nun draußen auf der Straße kräftige Manneströße laut wurden und allmählich in unhörbare Ferne sich verloren.

Als das übrige Haus allmählich in Bewegung kam, stand er auf und setzte sich zu seinem Frühstück, das ihm, wie jeden Morgen, im Kontor bereit gestellt war. Dann griff er nach seinem Güte — einen Stod hatte er als alter Schiffer bis jetzt noch nicht gebraucht — und ging, ohne seine Hausgenossen gesehen zu haben, an den Hafen hinab, wo er seinen Schwiegerjohn bereits mit der Leitung des Lösens beschäftigt fand. Diesem von den letzten Vorgängen etwas mitzuteilen, schien er nicht für nötig zu befinden; aber er sandte ihn nach dem Kohlenschuppen und gab ihm Aufträge in die Stadt, während er selber hier am Plage blieb. Wortfarg und zornig erteilte er seine Befehle; es hielt schwer, ihm heute etwas recht zu machen, und wer ihn ansprach, erhielt meist keine Antwort; aber es geschah auch bald nicht mehr; man kannte ihn ja schon.

Kurz vor Mittag war er wieder in seinem Zimmer. Wie aus unwillkürlichem Antrieb hatte er hinter sich die Tür verschlossen;

aber er sah kaum in seinem Lehnstuhl, als von draußen Frau Lina's Stimme dringend Einlaß begehrte. Unwirsch stand er auf und öffnete. „Was willst Du?“ fragte er, als die Tochter zu ihm eingetreten war.

„Schelte mich nicht, Vater,“ sagte sie bittend, „aber Heinz ist fort, auch sein Gepäck; o, er kommt niemals wieder!“

Er wandte den Kopf zur Seite: „Ich weiß das, Lina; darum hättest Du Dir die Augen nicht zu weinen brauchen.“

„Du weißt es, Vater?“ wiederholte sie und sah ihn wie versteinert an.

Hans Kirch fuhr zornig auf: „Was stehst Du noch? Die Komodie ist vorbei; wir haben gestern miteinander abgerechnet.“

Aber Frau Lina schüttelte nur ernst den Kopf. „Das fand ich oben auf seiner Kammer,“ sagte sie und reichte ihm das Kurbert mit den kurzen Abschiedsworten und dem nur kaum verkürzten Inhalt. „O, Vater, er war es doch! Er ist es doch gewesen!“

Hans Kirch nahm es; er las auch, was dort geschrieben stand; er wollte ruhig bleiben, aber seine Hände zitterten, daß aus der offenen Hülle die Scheine auf den Fußboden hinabfielen.

Als er sie eben mit Lina's Hilfe wieder zusammengerafft hatte, wurde an die Tür gepöcht und, ohne die Aufforderung dazu abzuwarten, war eine blasse Frau hereingetreten, deren erregte Augen ängstlich von dem Vater zu der Tochter flogen.

„Wie!“ rief Frau Lina und trat einen Schritt zurück.

„Wie rang nach Atem. „Verzeihung!“ murmelte sie. „Ich dachte, Ihr Heinz ist fort; Sie wissen es vielleicht nicht, aber der Fuhrmann sagte es, er wird nicht wiedertommen, niemals!“

„Was geht das Dich an?“ fiel ihr Hans Kirch ins Wort.

Ein Laut des Schmerzes stieg aus ihrer Brust, daß Lina's Augen unwillkürlich voll Mitleid auf diesem einst so holden Antlitze ruhten. Aber Wieb hatte dadurch wieder Mut gewonnen. „Hören Sie mich!“ rief sie. „Aus Warmherzigkeit mit Ihrem eigenen Kinde! Sie meinen, er sei es nicht gewesen, aber ich weiß es, daß es niemand anders war! Das,“ und sie zog die Schnur mit dem kleinen Ringe aus ihrer Tasche; „es ist ja einerlei nun, ob ich es sage — das gab ich ihm, da wir noch halbe Kinder waren, denn ich wollte, daß er mich nicht vergesse! Er hat es auch wieder heimgebracht und hat es gestern vor meinen Augen in den Staub geworfen.“

Ein Lachen, das wie Hohn klang, unterbrach sie. Hans Kirch sah sie mit starren Augen an: „Nun, Wieb, wenn es denn Dein Herz gewesen ist, es ist nicht viel geworden aus Euch beiden.“

Aber sie achtete nicht darauf, sie hatte sich vor ihm hingeworfen.

„Hans Kirch!“ rief sie und sagte beide Hände des alten Mannes und schüttelte sie. „Ihr Heinz, hören Sie es nicht? Er geht ins Elend, er kommt niemals wieder! Vielleicht — o Gott, sei barmherzig mit uns allen! Es ist noch Zeit vielleicht!“

Auch Lina hatte sich jetzt neben ihr geworfen; sie scheute es nicht mehr, sich mit dem armen Weibe zu vereinigen. „Vater,“ sagte sie und streichelte die eingesunkenen Wangen des harten Mannes, der jetzt dies alles über sich ergehen ließ. „Du sollst diesmal nicht allein reisen, ich reise mit Dir; er muß ja jetzt in Hamburg sein; o, ich will nicht ruhen, bis ich ihn gefunden habe, bis wir ihn wieder hier in unseren Armen halten! Dann wollen wir es besser machen, wir wollen Geduld mit ihm haben; o, wir hatten sie nicht, mein Vater! Und sag nur nicht, daß Du nicht mit uns leibest; Dein bleiches Angesicht kann doch nicht lügen! Sprich nur ein Wort, Vater, befieh mir, daß ich den Wagen herbestelle; ich will gleich selber laufen; wir haben ja keine Zeit mehr zu verlieren!“ Und sie warf den Kopf an ihres Vaters Brust und brach in lautes Schluchzen aus.

Wieb war aufgestanden und hatte sich bescheiden an die Tür gestellt; ihre Augen sahen angstvoll auf die beiden hin.

Aber Hans Kirch sah wie ein totes Bild, sein jahrelang angesammelter Groll ließ ihn nicht los; denn erst jetzt, nach diesem Wiedersehen mit dem Heimgekehrten, war in der grauen Zukunft keine Hoffnung mehr für ihn. „Geh!“ sagte er endlich, und seine Stimme klang so hart wie früher, „mag er gehen haben, wie er will, der diesmal unter meinem Dach geschlafen hat, in ein Heinz hat schon vor siebzehn Jahren mich verlassen.“

Für fremde Augen mochte es immerhin den Anschein haben, als ob Hans Kirch auch jetzt noch in gewohnter Weise seinen mancherlei Geschäften nachgehe; in Wirklichkeit aber hatte er das Steuer mehr und mehr in die Hand des jüngeren Teilhabers der Firma übergehen lassen; auch aus dem städtischen Kollegium war er, zur stillen Befriedigung einiger ruhliebender Mitglieder, seit kurzer Zeit geschieden; es drängte ihn nicht mehr, in den Gang der kleinen Welt, die sich um ihn her bewegte, einzugreifen.

Seit wieder die ersten scharfen Frühlingslüfte wehten, konnte man ihn oft auf der Bank vor seinem Hause sitzen sehen; trotz seiner jetzt fast weißen Haare als alter Schiffer ohne jede Kopfbedeckung. — Eines Tages kam ein noch weißerer Mann die Straße hier herab und setzte sich, nachdem er näher geirret war, ohne weiteres an seine Seite. Es war ein früherer Gefonon des Armenhauses, mit dem er als Stadterordneter einst manches zu verhandeln gehabt hatte; der Mann war später in gleicher Stellung an einen anderen Ort gekommen, jetzt aber zurückgekehrt, um hier in seiner Vaterstadt seinen Alterspfeinig zu verzehren. Es schien ihn nicht zu stören, daß das Antlitze seines früheren Vorgesetzten ihn keineswegs willkommen hieß; er wollte ja nur plaudern, und er tat es um so reichlicher, je weniger er unterbrochen wurde; und

eben jetzt geriet er an einen Stoff, der unerträglich als jeder andere schien. Hans Kirch hatte Unglück mit den Leuten, die noch weißer als er selber waren; wo sie von Heinz sprechen sollten, da sprachen sie von sich selber, und wo sie von allem anderen sprechen konnten, da sprachen sie von Heinz. Er wurde unruhig und suchte mit schroffen Worten abzuwehren; aber der geschwähige Greis schien nichts davon zu merken. „Ja, ja; ei du mein lieber Herrgott!“ fuhr er fort, behaglich in seinem Redestrome weiter schwimmend, „der Hasselstriehe und der Heinz, wenn ich an die beiden, Jungen denke, wie sie sich einmal die großen Anker in die Arme brannten! Ihr Heinz, ich hörte wohl, der mußte vor dem Doktor liegen; den Hasselstriehe aber habe ich selber mit dem Hasselstock kuriert.“

Er lachte ganz vergnüglich über sein munteres Wortspiel; Hans Kirch aber war plötzlich aufgestanden und sah mit offenem Munde gar grimmig auf ihn herab. „Wenn er wieder schwachen will, Fritz Peters,“ sagte er, „so suche er sich eine andere Bank; da drüben bei dem jungen Doktor steht ja eine hagelneue!“

Er war ins Haus gegangen und wanderte in seinem Zimmer hin und wieder; immer tiefer sank sein Kopf auf die Brust hinab; dann aber erhob er ihn allmählich wieder. Was hatte er denn eigentlich vorhin erfahren? Daß der Hasselstriehe ebenfalls das Unterzeichen hätte haben müssen? Was war es denn weiter? — Welchen Gast er von einem Sonntag bis zum anderen, oder ein paar Tage noch darüber bei sich beherbergt hatte, darüber brauchte ihn kein anderer aufzuklären.

Und auch dieser Tag ging vorüber, und die dann kamen, nahmen ihren gleichmäßigen Verlauf. — Im Oberhause wurde ein Kind geboren; der Großvater fragte, ob es ein Junge sei; es war ein Mädchen, und er sprach dann nicht mehr darüber. Aber was hätte es ihm auch geholfen, wenn es ein künftiger Christian oder günstigenfalls ein Hans Martens gewesen wäre! Nur die Anruhe, die jetzt oft nächtens über seinem Kopfe in dem Schlafzimmer des jungen Paares herrschte, störte ihn.

Eines Abends, da es schon Herbst geworden, es jährte sich gerade mit der Abreise seines Sohnes, war Hans Kirch wie gewöhnlich mit dem Schläge Zehn in seine nach dem Hofe hinaus belegene Schlafkammer getreten. Es war die Zeit der Aequinoxtialstürme, und hier hinaus hörte man die ganze Gewalt des Wetters; bald heulte es in den obersten Luftschichten, bald fuhr es herab und tobte gegen die kleinen Fenster Scheiben. Hans Kirch hatte seine silberne Taschenuhr hervorgezogen, um sie, wie jeden Abend, aufzugiehen; aber er stand noch immer mit dem Schlüssel in der Hand, hinausforschend in die wilde Nacht.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Ältere und neuere Erzähler. Bunt ist der Strauß und eigen sind die Blüten, aus denen er gewunden. Jedem bringt er, was sein Herz begehrt. Da ist gleich Gottfried Keller, der Klassiker unter den deutschschweizerischen Erzählern. Erst müssen noch acht Jahre vergehen, bis kurz nach seinem 100. Geburtstag seine Werke frei und jedermann für ein Weniges zugänglich sein werden. Gleichwohl hat deren rechtmäßiger Eigentümer, der Cotta'sche Verlag (Stuttgart) schon vor mehreren Jahren eine der löblichsten Gaben Kellerscher Erzählerkunst: „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ dem Verlag der Wiesbadener Volksbucherei überlassen, von wo sie in vieltausend Exemplaren Verbreitung gefunden hat. Und abermals öffnete nun die Cotta-Buchhandlung die Truhe, um drei Erzählungen des Altmeisters, zu einem schmalen Bändchen vereinigt, darzubieten. Schon die Bezeichnung „Schulausgabe“ (geb. 1,50 M.) kündigt ihren Zweck an. Alle drei haben ihren Anstoß aus Kellers früherem und innerem Leben empfangen. Setzt er, politische Erlebnisse und Anschauungen verwertend, in „Frau Regal Amrain und ihr Jüngling“ seiner Mutter ein schönes Denkmal der Erinnerung, so führt er in „Kleider machen Leute“ ein Schneiderlein vor, das in Wädenswil am Zürichsee gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts als Graf austrat und einen Winter lang die Leute narrie — bis dann plötzlich die Herkunft des Reiffers Zwirn an Tag kam; während „Diäten“ oder die Mär von der Kindsmörderin, die ein junger Mann, indem er sie heiratet, vom Tode errettet, historischen Ursprungs ist und ein farbenreiches Kulturgemälde aus dem Mittelalter bietet. Ein Lebensbild Kellers als Einleitung nebst Wort- und Sachklärungen am Schlusse bilden eine willkommene Belehrung für jung und alt. — Im Verlag der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ (Hamburg-Großbarkfel) sind zwei Bücher von Ernst Zahn und Adolf Schmitt hener (jedes gebundene Exemplar 1 M.) erschienen. Zahn, einer der besten deutschschweizerischen Dichter gibt in „Schatten“ eine zwar tieftragische, dennoch kraftvolle Geschichte eines heidnischen Bauernweibes Jugendverfählung, Rache und Sühne; und von Schmitt hener, dem leider allzu früh verstorbenen Wadener haben wir drei „Treuherzige Geschichten“ auf einmal. Der Titel sagt schon, welcher Art sie sind. Die eine versetzt uns in die Zeit des Landsturm, die zweite könnte man wegen der von der sterbenden Mutter an die Söhne vermachten goldenen Hemdmüppe des Vaters wohl auch das Vermächtnis nennen; die dritte

Geschichte endlich handelt von den Jugendjahren bitterböser lustiger Pfarreressöhne; da schöpft der Dichter aus eigenem Erleben; denn auch er war ja eines Pfarrers Sprosse und amtierte hernach selber im Pastorenkleid. Wie Heimatlauch weht es in diesen leicht treuherzigen Geschichten. — „Weißernobellen neuerer Erzähler“ hat Richard Benz (bei Giese u. Weder-Leipzig) zu einem 513 Druckseiten unspannenden stattlichen Heftchen — es ist der achte dieses Namens — vereinigt. Unter den Gaben der zwölf Autoren, deren Vorbild auch beigegeben sind, gibt es ernste und heitere, solche, die von der Gesellschaft und solche, die vom reichlich zugemessenen Leid, doch karglichen Glück proletarischer Menschenkinder handeln, wie beispielsweise Theodor Fontanes „Kartenspieler von Grisselsbrunn“ oder Ferdinand von Saars „Steinklopper“.

Die Vorwärts-Bibliothek vollstümlicher Romane und Erzählungen hat auch wieder eine Bereicherung erfahren. Ein Viertelhundert kleiner, bald ernsthaft nachdenklicher, bald komischer Geschichten (manche auch satirisch gefärbt) von Proletariern verschiedener Art, humoristisch stichelnde Bildchen aus bürgerlicher Sphäre, sogar eine lustige Hundeschurke tat Robert Grösch unter dem Titel „Verschrobenes Volk“ zu einem Kranz zusammen. Endlich sei noch auf den „Prinzipienreiter“, eine Erzählung aus dem Jahre 1848, von Wilhelm Bloss, nunmehr in zweiter Auflage erscheinend, hingewiesen. e. k.

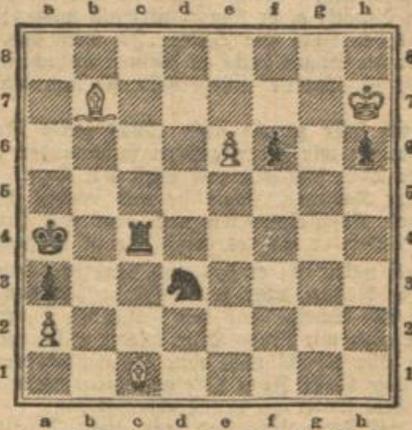
Aus der Vorzeit.

Der Urnenhügel von Suffez. Ein Knochenfund aus der Eiszeit erregt in wissenschaftlichen Kreisen in England Augenblicklich das größte Interesse. Vor vier Jahren stießen Leute, die Kies gruben, auf dem Bilddown Common bei Fletching in der Grafschaft Suffex auf einen wohl erhaltenen Schädel. Sie zerstückten ihn und warfen die Stücke fort. Ein Herr Dawion, der sich für Geologie interessiert und zurzeit in der Gegend weilte, hörte von dem Funde und erkannte an einem Stück, das ihm ein Arbeiter zeigte, daß es sich um einen menschlichen Schädel handelte. Er suchte darauf nach anderen Stücken und im Frühjahr dieses Jahres gelang es ihm und Dr. Woodward vom naturhistorischen Museum zu London, neben anderen Schädelteilen auch einen Unterkiefer und andere bedeutende Funde ans Tageslicht zu fördern. So fanden sie Teile von Elefanten, Mastodonten und Nilpferden sowie auch Feuersteinwerkzeuge, die aus der Zeit vor den Höhlenbewohnern stammen. Die Hauptmerkmale des Schädels sind: Der Schädel ist noch einmal so dick wie ein gewöhnlicher menschlicher Schädel; die Stirn ist so steil wie bei einem gewöhnlichen menschlichen Schädel, besitzt aber kaum eine Spur von dem Augenbrauenwulst, der den Schädel des Höhlenbewohners charakterisiert; der Hinterkopf ist sehr niedrig und breit, was darauf hindeutet, daß der Hals des Geschöpfes mehr dem eines Affen als dem eines Menschen ähnelte; der Gehirnräum ist zwei Drittel von dem eines Durchschnittsmenschen und ist gleich dem des niedrigsten lebenden Wilden. „Aber ungewöhnlich“, sagt Dr. Woodward, „ist das bemerkenswertere der Kiefer, der, obwohl er menschliche Zähne hat, wie der eines Schimpanse geformt ist. Daraus ist zu schließen, daß der Mensch zuerst ein Gehirn entwickelte, ehe er menschliche Gesichtszüge und Kiefer und die Macht der Sprachbildung gewann. Er beweist unbestreitbar die Beziehung des Menschen zu den höheren Affen. Ein weiterer Punkt ist interessant, nämlich die Ähnlichkeit zwischen diesem Schädel und dem Schädel des modernen Menschen. In der Tat scheint die Entdeckung dieses gerundeten Schädels darauf hinzuweisen, daß wir ganz in der Nähe des ursprünglichen Menschen sind, besonders wenn wir bedenken, daß dieses Geschöpf neben einem menschlichen Gehirn den Kiefer eines Schimpanse besaß.“

Wegen des ungewissen Ursprungs des Kiefers, in dem der Schädel gefunden wurde, ist es schwer, das Zeitalter, dem der Fund angehört, in befriedigender Weise zu bestimmen. Professor Lankester, der den Schädel und die Fundstelle eingehend untersucht hat, kommt zu folgendem Schluß: „Wenn wir die Wahrscheinlichkeiten prüfen, haben wir gewisse Gründe zu: Annahme, daß der Mensch nicht später lebte, als die Hersteller der rohen Feuersteinwerkzeuge, da keine Feuersteinwerkzeuge einer späteren Art in diesem Kies vorkommen. Zu sagen, daß er ein Zeitgenosse des Mastodonts und des Elefanten aus dem Pliozän war, weil Teile von ihnen neben denen des Menschen vorkommen, ist mehr, als man rechtfertigen könnte. Aber es ist vollkommen wahr, daß nichts vorhanden ist, was beweist, daß sie keine Zeitgenossen gewesen sind. Das stärkste Argument gegen ihre Gleichzeitigkeit ist, daß das Fragment des menschlichen Schädels und der Unterkiefer nebeneinander gefunden wurden und deshalb wahrscheinlich zum ersten Male in dem vorhandenen Kies eingebettet und nicht aus früheren Ablagerungen herausgetrieben wurden. Der Heidelberger Kiefer macht auf einen von allen bis jetzt entdeckten Ueberbleibseln des primitiven Menschen den stärksten Eindruck. Der schlanke Kiefer aus Suffez ist wegen seiner langen Knochenfugung mehr affenähnlich und weniger menschenähnlich. Es ist fast sicher, daß der Kiefer große Eckzähne und große Vorderzähne besaß.“

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin, Platoff.



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung: 1. Lf4, SxL; 2. e7, Tc7; 3. Lc6†, Kb4; 4. Ld7, T×L; 5. K×hg6, T×e7! Pat.

Abgelehntes Königs gambit. Wilnaer Meisterturnier.

S. Lewitski G. Salwe.

1. e2—e4 e7—e5

2. f2—f4 Lf8—c5

Die Annahme (2.... e×f4) ergibt zwar ein schwächeres, aber, wenn man es kennt, ein besseres Spiel.

3. Sg1—f3

In Betracht kommt auch sehr stark 3. Dd1—f3; 3. B.: 3.... d7—d6 (zu erwägen 3.... Sc6; 4. f6, Sd4†; 5. Dd3, d5; 6. e×d6, D×d6; 7. c3 zc.); 4. f4×e5, d6×e5 (stärker 4.... Sh6); 5. Df3—g3, Dd8—f6 (Besser ist das Bauernopfer: 5.... Sf6; 6. D×e5†, Le7 zc. mit Entwicklungsvorsprung für den Bauer);

6. Sg1—f3, Sb8—d7 (6.... Sc6; 7. Lb5 zc. oder 6.... Ld6; 7. d4 zc.); 7. Lf1—e4 (oder auch e2—e3 nebst d2—d4, gefolgt event. von e4—e5 und c3×d4) 7.... Sg8—e7;

8. Th1—f1, 0—0; 9. Sf3—g5, Df6—g6; 10. d2—d3 zc. Weiß stünde besser (10.... h6?; 11. S×f7!) Der Zertug ist jedoch am üblichsten.

3.... d7—d6

4. e2—e3

Am stärksten ist 4. Sb1—c3 (droht f×e5). Hierauf könnte folgen: 4.... Sb8—c6; 5. Lf1—b5, Le8—d7; 6. d2—d3 (oder auch L×S nebst f×e5) mit Weiß wird nach Dc2 und Lc3 mit Rochade besser stehen. Der Zertug ist (wegen d2—d4) zwar bedrohlich, aber in letzter Linie doch schwächer.

4.... f7—f5?

Die übliche Fortsetzung, in 4.... Lg4 bestehend, überläßt nach 5. d4, L×S; 6. g×f3, Dh4†; 7. Kc2 dem Angiehenden, trotz der Drohung, ein ansichtsvolles Spiel. Solcher als der Zertug ist 4.... De7! (Alapin); 5. d4, Lb6† (Nicht 5.... e4; 6. e4, D×e4? wegen 7. Kf2 mit der Drohung Lb5† und Te1). Nun droht Schwarz

7. Dd1—h5† Ko8—d7

8. Dh5—f5† Kd7—c6

9. Df5×e4† Ke6—b6

10. b2—b4 Le5—e7

Auf 10.... Ld6 folgt 11. f×e5, Sf6! 12. De3†, c5 (12.... Kc6; 13. Dh3† mit Rückgewinn der Figur)

13. b×e5†, L×e5; 14. d4 zc. Weiß gewinnt mindestens die Figur zurück.

11. d2—d3 c7—c6

12. De4×e5 c6—c5

Es drohte Da5† und Le3†.

13. b4×c5† Le7×c5

14. Sb1—a3 Dd8—d6

15. Ta1—b1† Kb6—c6

Ka5 wird mit Tb5† und Kc7 mit Sb5† beantwortet.

16. De5—e8† Le8—d7

17. De8—e4† Ke6—c7

18. De4×b7† Kc7—d8

19. Db7×a8 Aufgegeben.

Eine von Lewitski sehr schnell durchgeführte Partie.

Im Wilnaer Turnier wurde folgende theoretisch sehr bemerkenswerte Partie gespielt: Damengambit, Fernstein (Weiß), Alapin (Schwarz).

1. d4, d5; 2. Sf3, Sf6; 3. Lf4, c5; 4. e3, Db6; 5. d×c5 (Eine von G. Schlechter in Karlsbad gegen Leonhardt eingeführte Neuerung, die erst jetzt in gegenwärtiger Partie ihre Widerlegung fand) 5.... D×b2; 6. Le5, Db4†; 7. Sc3, Sc6!

(Leonhardt spielte 7.... e6; 8. Tb1, D×e5 und geriet in Nachteil)

8. Tb1, Da5!; 9. Tb5, Dd8; 10. L×S (10. Ld4, Lg4; 11. T×b7, De8; 12. La6, e5; 13. Tc7†, L×T; 14. L×D, T×L nebst e×d4 zc.)

10.... e×f6; 11. D×d5, Le7; 12. D×D†, L×D; 13. Sd5 (Sonst La5) 13.... 0—0 (Stärker sofort Sa5!) 14. Ld3, Sa5! (droht Ld7 nebst Tc9) 15. Se7†, L×S!; 16. T×S, b6!; 17. Le4 (ob6?, Lb4†) 17.... b×a5; 18. L×T, Le6; 19. Le4, L×e5; 20. Ke2 (Ba3 ist unbedenklich) 20.... Tb8!; 21. Sd4, L×a2; 22. Ta1, Tb2; 23. Kd3, a4; 24. Se2 und hätte 24.... Lb1! leicht gewonnen.

Der Berliner Arbeiter-Schachklub veranstaltet jeden Sonntagvormittag von 10—1 Uhr in den „Königsbänken“, Neue Königstr. 26, Ecke Badgedstraße, einen freien Schachverkehr für jedermann. Für Anfänger Unterricht mientlich.